

Nr. 169. Bromberg, den 25. Juli 1930.

Das Gift.

Roman von **William le Queux.**

Alle Rechte durch Grete v. Urbanitzky, Wien.
Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

1. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Einige Augenblicke später trat ein Herr im Smoking erregt ins Zimmer. Meiner Schätzung nach zählte er ungefähr fünfundvierzig Jahre; er hatte dunkles Haar, doch sein Gesicht war bleich, und seine Züge hatten einen ausgesprochen orientalischen Schnitt.

Er begrüßte mich mit überschwenglichen Worten. Obwohl sein Aussehen das eines Ausländers war, war er doch bestimmt ein Engländer.

„Ich bedauere wirklich unendlich, daß ich Sie so belästige, mein Herr“, sagte er entschuldigend, „doch ich befinde mich in einer großen Unruhe. Es war sehr freundlich von Ihnen, Horton hierher zu begleiten. Hoffentlich halte ich Sie von keiner Verabredung ab.“

„Keineswegs,“ erwiderte ich und wunderte mich, wer der Mann wohl sein mochte.

„Nehmen Sie doch Platz und rauchen Sie eine Zigarre“, lud mich mein unbekannter Gastfreund ein, indem er eine silberne Kassette von einem kleinen Tisch nahm, auf dem eine Flasche Whisky, Sodawasser und vier Gläser auf einem prachtvollen antiken Silbertablett standen.

Ich nahm mir ein Zigarre, zündete sie an und setzte mich in den einladenden Sessel. Auch er nahm sich eine Zigarre, knipste deren Ende ab und rauchte sie an.

„Das ist aber ein unerwarteter Besuch!“ bemerkte ich lachend. Ich war neugierig, weshalb er mich zu sich gerufen hatte.

„Allerdings,“ antwortete er. „Wäre ich nicht in einer solchen Unruhe, so hätte ich wohl kaum das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft.“ Er seufzte tief auf, und über sein Antlitz zog ein kummervoller Schatten. „Manche Leute sind glücklich — andere wieder sind in ihrem Familienleben recht unglücklich. Ich gehöre leider zu den letzteren“, fügte er hinzu.

„Das ist sehr bedauerlich“, sagte ich teilnehmend.

„Meine Frau“, fuhr er nach einer Pause mit rauher Stimme fort, „ging heute abend mit meinem kleinen Jungen aus und ließ ihn absichtlich in Westbourne Grave stehen — nur aus dem Grunde, um mir etwas anzutun. Dann rief sie mich von irgendeiner öffentlichen Sprechstelle aus an und teilte mir mit, was sie getan hatte. Versetzen Sie sich in meine Lage — wären Sie nicht auch empört darüber, wären Sie nicht auch von Haß erfüllt?“

„Gewiß,“ lautete meine Antwort. „Ich bin Junggeselle, doch wenn man so viele unglückliche Ehen sieht, fürchtet man sich schließlich, den Sprung in die Ehe zu wagen.“

„O, folgen Sie meinem Rate und bleiben Sie ledig, solange Sie nur können, mein lieber Herr — bitte, wie ist Ihr Name?“

„Garfield — Hugh Garfield.“

„Ich heiße De Gex — Oswald De Gex“, erwiderte er. „Wahrscheinlich werden Sie von mir schön gehört haben.“

Von Oswald De Gex gehört? Gewiß hatte ich das! Man sprach von ihm als einem der reichsten Männer, doch hielt er sich meistens in Paris auf oder in seiner herrlichen Villa in der Nähe von Florenz. Es war allgemein bekannt, daß er während des Krieges eine glatte Million Pfund Sterling Kriegsanleihe gezeichnet hatte und daß er ständig die humanitären Einrichtungen mit hohen Summen unterstützte. Etwas exzentrisch veranlagt, zog er es vor, sich im Ausland aufzuhalten, und zwar tat er dies — so sagte man — eines persönlichen Streites halber, den er mit einem anderen Mitglied des Unterhauses bald nach seiner Wahl gehabt hatte.

Ich erinnerte mich auch, daß seine hübsche Gemahlin, deren Bild so oft in den Zeitungen war, die Tochter eines Baronets war, doch von ehelichen Zwistigkeiten, wie er sie eben erwähnt hatte, war mir nichts bekannt gewesen.

Sein glattrasiertes Gesicht erschien mir nun im gedämpften Licht der elektrischen Lampe nicht mehr so bleich wie zuerst. Seine dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen, sein Mund war klein und fein geschwungen, und in der Mitte des Kinns hatte er ein Grübchen. Der Schnitt seines hübschen Gesichtes, das von Kraft und Charakter sprach, hatte unbedingt etwas Fremdländisches an sich. Wenn er sich erregte, gestikulierte er beim Sprechen.

Schon oft hatte ich in den Zeitungen von dem prächtigen mittelalterlichen Schlosse gelesen, das er von dem Grafen Weymount gekauft hatte. Es lag am Ärmelkanal, hoch oben auf einem Granitfelsen, zwischen dem Kap Lizard und St. Ruan. Für die Erneuerung des Schlosses hatte er ein Vermögen ausgegeben, trotzdem besuchte er es nur selten.

Ich hatte das Schloß vor fünf Jahren während einer Urlaubsreise in Cornwall gesehen, ein viereckiger Trutzbau mit vier Türmen, dräuend und verwittert — eine der prächtigsten mittelalterlichen Burgen in England. Der Mann, der mich in einem Wagen hinweggeführt hatte, hatte mir seine Geschichte erzählt. Es war zu Beginn des 14. Jahrhunderts der Sitz William Aubervilles gewesen, eines Günstlings Edward II. Von den Aubervilles war das Schloß ein Jahrhundert später in den Besitz der Familie Weymount übergegangen und war durch Jahrhunderte bei diesen verblieben.

Ich bemerkte nun im Laufe des Gesprächs, daß ich das Schloß gesehen hatte, worauf der Millionär lächelnd erklärte:

„In der letzten Zeit bin ich nicht dort gewesen, ich halte mich jetzt überhaupt wenig in England auf. Übrigens ist das Schloß sehr kalt und düster, selbst im Sommer. Meine Frau liebte das Schloß, als wir jung verheiratet waren — bis ihr eines Tages jemand die Familiensage erzählte, wie Hugh de Weymount im fünfzehnten Jahrhundert sein Weib im nördlichen Turm einmauerte und dort verhungern ließ. Seither haßt sie den Ort. Doch wahrscheinlich ist die Geschichte nicht wahr“, fügte er mit einem harten Lachen hinzu, „oder wenn der Ritter wirklich das machte, dann hat es die Dame jedenfalls auch verdient!“

Mein Freund schien auf das andere Geschlecht nicht gut zu sprechen zu sein. Sicherlich hatte er auch allen Grund dazu, falls seine Frau, um ihm etwas anzutun, den kleinen Oswald De Gex absichtlich in Westbourne Grave stehen gelassen hatte.

Als Junggeselle wunderte ich mich über die Geistesverfassung der Mutter — einer Mutter, die ihr Kind ohne Hut und Rock in die Winternacht hinausführen und einfach stehen lassen konnte, um nur ihrem Gatten etwas anzutun.

Als wir so plaudernd in dem stillen, wohnlichen Zimmer saßen, war ich — ich muß es gestehen — von dem Wesen meines Gastfreundes recht angenehm berührt. Vielleicht war er manchmal etwas zu zynisch, doch sein ehelicher Kummer entschuldigte das.

Plötzlich stand er auf und streckte sich. Die schmale, feine Hand, in der er die Zigarre hielt, war lang und spitz zulaufend und an einem der Finger trug er einen antiken Florentiner Ring. Die ungewöhnliche Form fiel mir auf; ich erinnerte mich, einen gleichen Ring vor mehreren Jahren im Pariser Louvre gesehen zu haben.

„Ach!" seufzte er. „Bald verlasse ich London wieder — Gott sei Dank! Nächste Woche kehre ich zum Winteraufenthalt nach Fiesole zurück. Ich habe London nicht besonders gern — und Sie, Herr Garfield?"

„Meine Beschäftigung als Elektroingenieur hält mich in London fest", erwiderte ich. „Außerdem habe ich vor kurzem einen schweren finanziellen Verlust erlitten. Wäre ich aber unabhängig, so würde ich bestimmt auf dem Lande leben, seit dem Kriege ist mir London unausstehlich."

„Ich bin derselben Ansicht", bemerkte mein Gastfreund. „Alle unsere Traditionen scheinen über Bord geworfen worden zu sein — wenigstens habe ich diese Überzeugung. Doch vielleicht bin ich schon ein alter Philister."

„Keineswegs," widersprach ich. „Jedermann kennt Sie als modernen und großzügigen Menschen."

„Wirklich?" antwortete er mit einem müden Lächeln. „Persönlich mache ich mir sehr wenig daraus. Ohne die Öffentlichkeit wird kein Berufsmensch, sei es Mann oder Frau, jemals Gehör finden. O, wie überdrüssig bin ich dieses alles!" fügte er mit einer wegwerfenden Handbewegung hinzu. „Doch ist es wirklich erfrischend, mit einem Fremden, wie Sie es sind, zu sprechen."

Er war offen in seinen Anschauungen, und ich war daher gar nicht überrascht, als er fortfuhr, mich über meinen Beruf auszufragen, über meine Wohnung und meine Zukunftspläne.

Ich erzählte ihm ohne Rückhalt, welche Stellung ich bekleidete und daß ich mit meinem Freunde Hambledon in Riversead Mansions wohnte und erwähnte neuerlich die materielle Einbuße, die ich eben erlitten hatte.

„Ich bin Ihnen ungemein verbunden, Herr Garfield", sagte er müde, „daß Sie zu mir kummervollem Manne gekommen sind. O, Sie wissen nicht, wie ich unter dem Haß meiner Frau zu leiden habe.

Mein armer kleiner Oswald! Wenn man bedenkt, daß sie ihn stehen ließ — auf gut Glück, daß die Polizei ihn findet! Doch zum Glück ist er schon zurückgekommen. Alle Zeitungen wären mit der Geschichte von meinem verlorenen Sohn voll gewesen." Nach einer Pause setzte er hinzu: „Ich hoffe, wir werden uns vor meiner Abreise nach Italien noch sehen."

In diesem Augenblick trat Horton, der Kammerdiener, ins Zimmer; er brachte eine Visitenkarte auf einem silbernen Tablett. Ich stand auf und wollte mich empfehlen.

„O, bleiben Sie doch noch", forderte mich mein Gastfreund auf, nachdem er einen Blick auf die Karte geworfen hatte.

„Wartet er?" fragte De Gex, zum Diener gewendet.

„Jawohl, Herr."

„Gut — ich will ihn empfangen", erwiderte er. Er entschuldigte sich, stand auf und verließ, vom Diener gefolgt, das Zimmer.

Warum hatte man mich nur hierher geladen? Schien es doch seltsam, daß dieser ungemein reiche Mann seine Familiensorgen einem ihm vollkommen Fremden anvertrauen sollte.

Ich blickte mich in dem prächtig eingerichteten Raume um.

Auf dem Schreibtisch lag eine Anzahl von Briefen und ein dickes Bündel Banknoten, durch ein Gummiband zusammengehalten und scheinbar achtlos beiseite gelegt.

Während ich so dasaß und auf die Rückkehr meines Gastfreundes wartete, erinnerte ich mich, daß ich im vergangenen Jahre in einer illustrierten Zeitung ein Bild der schönen Frau De Grex gesehen hatte, das sie in Hosen und Wollkappe und breitem Wollschall zeigte, wie sie, bäuchlings auf einem Skeleton liegend, die Cresta-Run in St. Moritz herabfuhr. Auf einem zweiten Bild, dessen ich mich entsann, war sie als Zuschauerin bei einer Skikonkurrenz zu sehen gewesen und auf einem weiteren während eines Spazierganges im Park mit einem bekannten Minister und dessen Frau. Ihr Gatte jedoch erschien niemals auf einem Bilde.

Am Ende des Raumes bemerkte ich nun eine schwere eichene Flügeltür, die in das anstoßende Zimmer führte, und es war mir, als hörte ich die schrille Stimme einer Frau, gefolgt von einem schallenden, fast hysterischen Gelächter, in das eine Männerstimme einfiel.

Mein Abenteuer war recht seltsam. Ich hatte meinen alten, prosaischen Onkel besuchen wollen und war auf eine langweilige Stunde gefaßt gewesen. Statt dessen befand ich mich zufolge einer Verkettung merkwürdiger Umstände hier, auf fast freundschaftlichem Fuße mit einem der reichsten Männer Englands.

Er schien mir übrigens ein ungewöhnliches Entgegenkommen zu zeigen, wahrscheinlich deshalb, weil ich die Nachricht von der Rückkehr des kleinen Oswald De Gex mit Freuden begrüßt hatte. Doch warum er mir all dies anvertraut hatte, konnte ich nicht begreifen.

Während ich so neben dem freundlich knisternden Feuer saß, hörte ich die Stimmen neuerlich in dem anstoßenden Zimmer — eine Männer- und eine Frauenstimme.

Plötzlich stieg mir ein süßliches Parfüm in die Nase. Zuerst erschien es mir wie eine altmodische Zusammenstellung von Lavendel und Verbenen, wie sie unsere Großmütter in Punschbowlen aus getrockneten Rosenblättern zu brennen pflegten, damit die Zimmer besser röchen. Der Duft erinnerte mich an das Wohnzimmer meiner Mutter vor vielen Jahren.

Langsam wurde der Duft stärker und stärker. Es war, als brenne irgendwo eine Räucherkerze, dann aber wurde der Geruch einfach unerträglich.

Zugleich überkam mich ein seltsames Gefühl, das ich nicht näher schildern kann. Ich war erregt und gleichzeitig ermattet. Mein Glas hatte ich halb geleert, die Wirkung konnte daher unmöglich vom Alkohol stammen. Eher schien jenes merkwürdige, altmodische Parfüm die Ursache zu sein, dessen Duft immer stechender wurde.

Ich kämpfte gegen dieses Gefühl an. Was hätte auch mein neuer Freund gesagt, wenn er mich bei seiner Rückkehr in einer solchen Verfassung erblickt hätte?

Mit einer ziemlichen Anstrengung erhob ich mich, und es gelang mir, durch das Zimmer zu gehen, wobei ich den Atem anhielt.

Ich vermute, ich muß in dem Sessel, in den ich schließlich sank, durch weitere zehn Minuten gesessen haben. Mir schwindelte — meine geistige Verfassung schien durch diesen stechenden Geruch von Lavendel und Verbenen seltsam beeinflußt zu sein.

Nur mit Mühe konnte ich meine Lippen, meine Finger und Schultern bewegen; mein Geruchssinn jedoch schien noch empfindlicher geworden zu sein. Meine Muskeln hingegen schienen zu erstarken, obwohl meine Gedanken klar und unbeeinflußt waren.

Dieser scheußliche Verbenenduft war es, der mir derart in die Nase stach, daß er mir die Kehle schnürte. Ich sehnte mich nach frischer Luft.

Mit Aufbietung aller meiner Kräfte stand ich auf, schleppte mich durch das Zimmer und schob den schweren Seidenvorhang zur Seite. Dann öffnete ich das Fenster und lehnte mich, nach Atem ringend, in die kalte Nachtluft hinaus.

Ungefähr fünf Minuten lang blieb ich so stehen, doch auch die kühle Luft brachte mir nur geringe Besserung. Meine Kehle war wie zugeschnürt und es war mir, als müßte ich ersticken.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Norden hin!

Eine Eigenbrödlerfahrt nach dem hohen Norden
von R. R.

I.

Kennen Sie Spitzweg? Aber natürlich, selbstverständlich! Also, der Maler Spitzweg hat ein Bild gemalt, ein köstliches Bild. Er hat viele köstliche Bilder gemalt, aber dieses scheint mir besonders köstlich. Da lustwandelt auf öder Steinstraße ein einsamer Wanderer, kein Baum, kein Strauch, auf sein entlaubtes Haupt strahlt mitleidlos die Sonne. Doch er, er schaut verklärt in blaue Ferne, und seine lange, hochgestreckte Nase ergötzt sich sinnig an einer Sonnenblume.

„Einer, der seine eigenen Wege wandelt", steht darunter; und deshalb bestieg auch ich an einem solchen Tage den Dampfer Akershus in Gdingen, eines von den 70 Schiffen der Fred. Olsens-Linie, um in 4 mal 24 Stunden nach Oslo zu gelangen. Zunächst verneigte ich mich vor dem Kapitän, dem jovialen und gastfreien Beherrscher des Schiffes, der nur ungern schrieb, dafür aber die Seekarte um so besser im Kopfe hatte, begrüßte Herrn Stockinger von der Bergenske wie einen jahrelangen Freund, ich hatte ihn schon öfters telephonisch gesprochen, reichte Herrn Bakke von Behnke & Sieg meine mit einem grauen Zwirnhandschuh bewaffnete Rechte, klopfte vertraulich Georg auf die Schulter, was er mir trotz seiner 13 Jahre nicht übelnahm, so daß ich mich entschloß, ihn fortan Du und Lord George zu nennen, er reiste natürlich in Windjacke und Südwester und zwar zum zweiten Male nach Norwegen, und damit war die Vorstellung der vier Passagiere beendigt. Um 8 Uhr abends Abfahrt aus Gdingen. Der polnische Pilot begleitete uns höchsteigenhändig bis zur Hafenausfahrt. Wir fahren an Kohlenschiffen vorbei: Robur I, II und III, bestaunen einen Engländer von 13 000 Tonnen, desgleichen die neuen Hafenanlagen, sehen die estnische Flagge aus Reval neben dem deutschen „Rival" aus Bremen, fahren an einem Kanonenboot vorüber, und dann geht es mit halber Kraft auf Hela zu. Dampfer Akershus ist einer der schnellsten Frachtdampfer der Ostsee, läuft bis 12 Knoten in der Stunde, führt Post mit und kann 6 saubere Passagiere bequem mitnehmen, ich wollte sagen, bequeme Passagiere sauber mitnehmen, für 100 Kronen einschließlich Verpflegung. Wir haben 550 Tonnen Reisfuttermehl geladen, dazu noch Erbsen und Stückgut und eine Menge Eichen- und Ahornbohlen. Bald schwindet die Küste in der Abenddämmerung, wir umschiffen Hela, fahren an Heisterneſt und Rixhöft vorbei, das Leuchtfeuer von Stilow flammt auf, und nun halten wir NNW mit 10 Knoten auf Bornholm zu. Der Kapitän nützt die volle Geschwindigkeit nicht aus, um nicht schon am Samstag nach Oslo zu kommen. Wir fahren sozusagen ökonomisch, denn erstens ist der Sonntag ein „verlorener" Tag, und dann wollen wir Kohlen sparen, müssen auch vorher an der Mühle von Kambo löschen. Dort wollen wir ruhen, am Montag werken, desgleichen in Moß, und abends oder nachts sind wir dann glücklich in Oslo. Mir soll's schon recht sein, denn was die Seefahrt anbetrifft, so schmeckt sie je länger je lieber, und dann von Oslo um das südliche Norge über Stavanger, Bergen und Trondhjem nach Hammerfest in kleinen 14 Tagen; aber was macht das für einen aus, der auf See seine eigenen Wege wandelt.

Eine wundervolle Nacht, still, lau und klar. Die Schiffsglocke schlägt einmal an, es ist Mitternacht, wir erheben uns unisono von unseren Korbstühlen, erheben unsere vollen Sodagläser, die einen Beigeschmack von Whisky haben, ja, wir haben ein Geburtstagskind an Bord, Herrn Bakke mit den gelichteten, blonden Locken, der heute zum 24. Male das Licht der Welt erblickt. Mit 17 Jahren zog er auf die Alma Mater, ging auch nach Frankreich und England, saß ein halbes Jahr in Gdingen, im Kontor natürlich, arbeitete 1½ Jahre in Danzig, und geht jetzt nach Antwerpen. Ja, so sind die Norweger, sie fangen mit allem früh an, machen auch Examina, aber ein eigens geschriebenes Zeugnis von Kommerzienrat Sieg ist ihnen sicherer. Der Duft meiner allseits gepriesenen Monopolzigarette vermischt sich friedlich mit deutschem Zigarrenrauch, eine echte „Abdulla" vergeistigt den losen Bund, aber schließlich siegt Kapitän Pohlmanns nie verlöschender Knaster. Das Manöver wird abgeblasen, ein kurzer Kriegsrat, wann gefrühstückt werden soll, ich dringe trotz heftigen Protestes schon mit 9 Uhr durch, und dann heißt es: Gute Nacht, schlafe wohl!

In aller Herrgottsfrühe beginnt das große Reinemachen an Deck. Riesenschläuche öffnen ihre Mäuler, speien unendlichen Regen herab, Besen kratzen und scheuern, schwere Seemannsstiefel stampfen und poltern, und über meinem schlaflosen Haupte pfeift ein Jungmatrose: „O, du fröhliche, o, du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!" Was ihn gerade zu diesem Liede veranlaßt, konnte ich nicht entziffern, vielleicht pfiff er es zur Abkühlung, möglich, daß auch er seine eigenen Gedankenwege wandelte, denn am nächsten Morgen sang er im Kattegat bei Sturm und Regen: „O, Sonnenschein, o, Sonnenschein!" — Bumbum, der Steward weckt gewaltig zur Frühkost. Gierig greifen die Gäuche nach lockender, leckerer Gabe: Anchovis und Ölsardinen, Setzei mit Speck und verschiedenem Käse, Sild und Tomaten, Würsten und Schinken, Radi und Räucheraal, dreierlei Broten, Zwieback mit Butter, Mixpickles mit Fischklops, und was sonst ein genügsamer Mensch braucht, nicht zu vergessen den bitterbösen Kaffee mit Sahne und Zucker.

Bornholm kommt in Sicht. Ich steige zum Steuer, o, es ist heute so brav und gefügig, und die Bussole tanzt heute nicht Kankan. Ahoi! Christiansö steigt aus den Fluten, lugt neugierig hervor aus blaßblauem Dunst. Christiansö, König Christians stolze Felsenfestung, die er zur Sicherung der dänischen Meere erbaut, und die ihm die lieben englischen Vettern am 24. August 1808 gröblich zerstörten. Jetzt tut der dicke Festungsturm auf der 140 Hektar großen Insel als Leuchtturm Dienst, zu suchen 55 Grad 20' nördlicher Breite und 15 Grad 12' östlicher Länge. Hallo, was schaukelt dort hilflos auf leichtgekräuselter Wasserbahn? Ei, ei, was sehen meine alten Seemannsaugen? Das ist ja die Notflagge mit zwei großen Punkten, ein Schwede. „Romeo" heißt der späte Jüngling, wir brüllen ihn an, und er brüllt gleich wieder, durch's Sprachrohr natürlich: Ma—schi—nen—de—e—fekt! Uns läuft das Wasser im Munde zusammen, ein jeder fühlt schon seine 100 Kronen Bergungslohn in der Tasche, da schlängelt sich achtern ein dänischer Motorkutter heran, macht rasch fest, und ab gehen beide nach Nexö zum Hafen. Fein war die Liebesmühe, fein auch der Lohn, und dabei hieß das tückische Wesen noch „Julia".

Sie mögen denken, was sie wollen, ich gebe Ihnen mein heiligstes Seemannsehrenwort, der Dampfer hieß wirklich „Romeo" und die Kutterjungfrau „Julia", und ich habe wieder einmal Recht, wenn ich sage: Hat Romeo einen starken Defekt, so schleppt ihn Julia in den Ehehafen.

Sonnenglut auf flimmernder Flut, die Wellen schimmern wie Glimmergneis. Möven durchschneiden mit silbernen Schwingen die Luft. Eine Taube strebt dem Lande zu, schwebt über uns und — stürzt in den Schornstein. Die Glut hat sie betäubt. Armes, ahnungsloses Tierchen, dachte nicht daran, so früh im Krematorium zu enden.

Eine junge, weiße Taube
Flog wohl über das weite Meer,
Nach der fernen Rosenlaube
Zog sie müd' und schwer, oh!

Hammerhus grüßt uns, das einst so mächtige Schloß am Meer. Märchenbilder steigen herauf. Auf hohem Söller steht in schneeweißem Linnen die immer holde Königstochter, sie winkt uns und lockt uns mit wonnigem Lockruf: Asten, Asten! . . . Futsch sind die Träume, der schneeweiße Koch ruft im Bierbaß zum Abendbrot. Am fernen Horizonte steigt wie ein Nebelbild die Stadt mit ihren Türmen, Kopenhagen, empor. Tausende von Lichtern flammen und grüßen, doch wir müssen vorüber, vorüber. Der Öresund ist heute besonders belebt, und der Wind frischt auf. Weit hinten im bottnischen Busen wogt es und stürmt es. Backbord vor uns zackelt ein Kohlendampfer, und steuerbord vor uns segeln zwei schwedische Schulschiffe. Sie mögen wohl an 100 Jahre alt sein, die stolzen Fregatten, aber sie laufen scharf vor dem Winde, daß einem das Herz im vollen Leibe lacht. Sie zeigen ihre ganze Aussteuer, eine Unmasse von Leinwand, und dazu flattern noch Dutzende von Schiffsjungenhemden fröhlich in den Raaen. Pfeifen schrillen, sie nehmen den Kampf auf, laufen mindestens 10 Knoten, da heißt es denn: Volldampf! Die Lage ist nicht ungefährlich,

denn der Däne weiß offenbar in seinen eigenen Gewässern nicht Bescheid und hält mittschiffs auf uns zu. Kapitän und zweiter Steuermann hasten auf der Kommandobrücke hin und her, laute Kommandos, der erste Steuermann steht vorn am Bug, und ich luge nach achtern, da endlich lenkt der Dampfer zum Middelgrund ein, noch eine Viertelstunde Wettlauf und dann liegen auch die Vollschiffe hinter uns. Man sollte es nicht für möglich halten, was solch alte Damen einem zusetzen können.

Mitternacht, Kronenborgs grünes Licht leuchtet auf, glotzt uns mit seinem Zyklopenauge an. Die Türme ragen düster empor, im nächtlichen Schatten die breiten Terrassen. Weit hinten blitzt das Leuchtfeuer von Kullen auf.

So, nun ist alles klar, alles in Ordnung, nun können wir schlafen gehen, spricht Kaptain Pohlmann.

(Fortsetzung folgt.)

Der verlorene Sohn.

Skizze von **Friedrich Frank**.

An der Wegkreuzung traf Martin mit einer alten Frau zusammen, grüßte sie und fragte nach dem Wege. Bleich, mit weit aufgerissenen Augen, voll von unfaßbarem Staunen, starrte ihn die Frau an. Angstvolles Glück leuchtete in ihrem Gesicht. „Hermann", flüsterte sie und tastete nach ihm.

Martin sah sie verwundert an. Dann sagte er freundlich: „Ich bin nicht der, für den Sie mich halten. Mein Name ist Martin."

Der Glanz im Antlitz der Frau erlosch. Ihre Züge wurden fahl vor Enttäuschung. Traurig ließ sie die Arme sinken. Doch plötzlich ergriff sie Martins rechte Hand und betrachtete sie eindringlich. „Nein", sagte sie schmerzlich, „die Narbe fehlt. Sie sind nicht mein Sohn." Schwach und zitternd vor Enttäuschung lehnte sie sich an einem Baum, senkte das Gesicht und weinte.

„Liebe Frau", sagte Martin begütigend, „es tut mir leid, daß ich Ihnen durch meine Ähnlichkeit mit Ihrem Sohne einen Schmerz bereitet habe. Aber wenn Ihr Sohn noch lebt, dann wird er wohl eines Tages wieder kommen, nicht wahr?"

„Nein, das kann er nicht", sagte die Frau mit traurigem Kopfschütteln. „Er hat sich mit dem Vater überworfen. Beide sind jähzornige Hitzköpfe. Einmal gerieten sie wieder aneinander. Der Vater wollte in seinem Zorn den Sohn schlagen. Der aber, schon halb erwachsen, empörte sich dagegen und — erhob die Hand gegen den Vater. Er hat uns in derselben Stunde verlassen. Seitdem sind Jahre vergangen. Manchmal schreibt mir Hermann, aber der Vater darf es nicht wissen. Nein, mein Sohn darf nicht nach Hause kommen. Mit den Hunden würde ihn der Vater vom Hofe hetzen."

Martin nickte nachdenklich vor sich hin. Die Mutter des Menschen, der ihm so glich, tat ihm leid. Er überlegte eine Weile. Dann fragte er unvermittelt: „Haben Sie Vertrauen zu mir?"

Die Frau sah ihn prüfend an. „Ja", sagte sie wehmütig lächelnd, „ich habe Ihnen dies alles erzählt, weil Sie meinem Sohn so ähnlich sehen."

„Ich habe einen guten Gedanken", sagte Martin mit Eifer. „Wir wollen Ihren Mann auf die Probe stellen. Führen Sie mich unter irgend einem Vorwand zu ihm. Wir wollen sehen, wie mein Anblick auf ihn wirkt. Haben Sie keine Angst um mich. Ich werde mir schon zu helfen wissen."

Die Frau sah ihn mit großen dankerfüllten Augen an. „Das wollen Sie tun?" Dann nahm sie seine Hand. „Kommen Sie, seien Sie mein heimgekehrter verlorener Sohn." —

Als die Frau etwas später allein das Haus betrat — Martin wartete indessen draußen —, schob ihr Mann das Wirtschaftsbuch ärgerlich von sich. „Ich komme nicht weiter", sagte er mutlos. „Es hat noch nie so schlecht gestanden. Ich werde zu alt. Wir brauchen eine junge Hilfe — mit klarem Kopf und starken Fäusten."

„Eine solche Hilfe bringe ich dir probeweise", sagte die Frau. „Der Mann wartet draußen. Soll ich ihn hereinrufen?"

Er starrte sie verdutzt an. Die Zornesader schwoll an seiner Schläfe. „Was soll das?" fuhr er auf. „Du hast ohne mein Wissen einen Mann . . ." Er wollte heftiger lospoltern, sah aber die traurigen Augen seiner Frau und bezwang sich. „Schicke den Kerl herein!"

Sie huschte hinaus. Martin betrat allein die Stube. „Grüß Gott" sagte er fröhlich und drehte die Mütze in der Hand. Der Alte hob den Blick und zuckte zusammen. Das Blut stieg ihm heiß in den Kopf, sein Gesicht verzerrte sich, die Augen flackerten. Die Fäuste auf den Tisch gestemmt, richtete er sich langsam auf. „Du Lump", donnerte er, „du wagst es . . ."

Martin sah ihn gelassen staunend an. „Grüß Gott!" sagte er noch einmal, als sei sein erster Gruß überhört worden. Einen Augenblick lang starrten sich die beiden Männer stumm in die Augen. Der reine Blick des Jüngeren siegte. Langsam setzte sich der Ältere wieder. Seine Erregung verebbte nach und nach. Bange Minuten verstrichen.

„Na, also", sagte endlich der Alte mit seltsam rauher Stimme. „Da bist du nun. Sprich kein Wort! Es ist besser so. Verzeihen müssen beschämt. Es ist alles so lange her, vorüber, vergessen — um der Mutter und des Hofes willen. Ich bin alt geworden. Du kommst zur rechten Zeit, in letzter Stunde. Du tust uns not. Wir brauchen junge, starke Hände, frischen, mutigen Sinn. Vielleicht — auch etwas Liebe. So! Erledigt. Es war der schwerste Augenblick meines Lebens. Und nun — kannst du auch ein Wörtchen sagen." Er sah scheu, beinahe zärtlich zum vermeintlichen Sohn empor, der groß und stark und jung vor ihm stand wie ein blühender Baum.

Martin unterdrückte mühsam seine Bewegung. Dann sagte er: „Ich bin nicht Ihr Sohn. Ich sehe ihm nur sehr ähnlich. Das hat Ihre Frau auch schon gesagt. Diese Ähnlichkeit ist peinlich. Es wird wohl schon besser sein, wenn ich weiterziehe. Nichts für ungut, Herr, und Grüß Gott!"

Ehe es der alte Mann überhaupt recht begriffen hatte, war Martin schon gegangen. Die Stelle, wo er gestanden, war leer. Der Vater hatte keinen Sohn. Fassungslos, mit schlaffem, fahlem Gesicht, starrte er, auf die Ellenbogen gestützt, ins Leere. Was war das für ein Spuk gewesen? Was hatte er eben getan? Sein Herz entblößt, sein Gefühl verraten, seine geheimste Liebe preisgegeben? Freudig und doch schweren Herzens nach jungen Sohneshänden gegriffen und ins Leere gefaßt?

Die Mutter trat leise ein. Da sah sie, was sie noch nie in ihrem Leben gesehen hatte: Zwei schwere Tränen rollten über das Gesicht ihres Mannes. Sie ging ebenso leise wieder hinaus, und als sie einige Minuten später nochmals herein kam, hielt sie ein Stück Papier in der Hand. Es war ein Telegramm. Sie legte es vor dem Mann auf den Tisch. Minutenlang las er die wenigen Worte, die seine Frau mit ungelenkter Hand geschrieben hatte: „Lieber Hermann! Vater hat dir längst verziehen. Komm endlich nach Hause. Wir erwarten dich mit Freude. Deine alt gewordenen Eltern."

Dann erhob er sich, knöpfte den Rock zu und nahm den Hut. In der Tür drehte er sich noch einmal um. „Will nur mal diesen Wisch auf die Post bringen."





* **Bienen legen den Honig in eine Badewanne.** Ein Einwohner eines kleinen Ortes in der Nähe von Rennes, Dr. Duplaix, machte bei der Rückkehr von einer viermonatigen Reise kürzlich eine ebenso überraschende wie angenehme Entdeckung. Beim Betreten seines Badezimmers fiel ihm ein starker Honiggeruch auf, und bei näherem Nachsehen ergab sich, daß die Badewanne nicht weniger als viereinhalb Pfund besten Bienenhonigs enthielt, den ein Schwarm der nützlichen Insekten während der Abwesenheit des Besitzers dort fabriziert hatte. Da man rechnet, daß etwa 5000 Bienen dazu nötig sind, um in der angegebenen Zeit ein Pfund Honig herzustellen, müssen also rund 20 000 Bienen Dr. Duplaix' Badezimmer bevölkert haben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.